

RADIO-WIEN

# Alfred Schaubhuber Egon Fenz

DR. OSKAR BENDIENER

Zur Eigenvorlesung am Sonntag, 30. Juli



1



2

1. Alfred Schaubhuber. — 2. Egon Fenz Aufnahmen Brühmeyer

Zwei junge österreichische Autoren, von denen man allem Anschein nach noch hören wird.

Alfred Schaubhuber, der heute Siebenunddreißigjährige, Wiener von Geburt, Sohn eines Eisenbahnbeamten, war ursprünglich für den Priesterstand bestimmt. Kriegsausbruch und schwere Krankheit rissen ihn jäh aus seiner Bahn. Zwar hat ihn ein Herzleiden am Militärdienst verhindert, die so gründlich veränderten Verhältnisse zwangen jedoch zum raschen Ergreifen eines Brotberufes und so trat Schaubhuber, ein perfekter Zeichner, in den Beamtenstab eines großen Industrieunternehmens, heiratete jung und führt seither ein zurückgezogenes verinnerlichtes Leben, das seiner menschlich wie künstlerisch strengen Individualität wohl am meisten zusagt. Dem literarischen Leben ferngerückt, eignete er sich im Verborgenen das ihm nötige und fehlende Rüstzeug an, befaßte sich in seinen kargen Mußestunden mit Philosophie, Geschichte, antiken Autoren. Engerer Kontakt mit einem Wesensverwandten, Heinrich Suso Waldeck, gab wertvolle Anregungen. Alfred Schaubhuber produziert wenig und mühsam, von unbestechlicher Selbstkritik geleitet, feilt, streicht und vernichtet das Allermeiste. Manchmal arbeitet er wochenlang an einem einzigen Gedicht. So kommt es, daß aus seiner Feder im ganzen nur zehn bis zwölf lyrische Schöpfungen existieren, die er gelten läßt und vertritt. Bezeichnend, daß viele davon die Sonettform, bekanntlich die sprödeste und schwierigste, tragen, bezeichnend für Schaubhubers Schönheitssehnsucht wie für seine Art, sich nichts leicht zu machen. Er will künstlerisch ein Eigener sein, auf niemandes Schulter stehen, alles sich selbst verdanken. Das klingt ziemlich stolz aus dem Munde des sonst recht bescheiden Auftretenden, ist aber nur sachlich gemeint. Einige seiner formal und gedanklich einwandfreiesten Gedichte hat Schaubhuber im Esperanto verfaßt, jener Weltsprache, die er nach liebevollem Studium so sehr beherrscht, daß eine Übertragung ins Deutsche ihm selbst ernstliche Schwierigkeiten bereiten würde. Alfred Schaubhuber geht indes in der lyrischen Form nicht auf. Er hat außerdem — da und dort bereits veröffentlichte — feuilletonistische Skizzen geschrieben, deren Titel „Herberts seltsame Neugierde“ und „Gott spricht in die Einsamkeit“ schon die Beschäftigung mit metaphysischen Gegenständen, den Rätseln der Seele und des Jenseits andeuten. Daß das Religiöse ihm, dem gewesenen Priesterkandidaten und im Grunde seines Herzens immer noch etwas Weltflüchtigen, besonders nahe liegt, begreift sich. So findet er in einem — mit Unrecht noch wenig bekannten — dramatischen Zyklus: „Ubi est mors, victoria tua?“ die ihm neben seiner schönen Lyrik adäquatere Ausdrucksform. Das Adventspiel „Jairus“ behandelt in schwungvoll-hymnischer Rhetorik das den Evangelien entnommene Wiederbelebungswunder. Die musikalischen Qualitäten des Spieles sind so eminent, daß sich zwei heimische Tondichter, Salmhofer und Wilk (der Textautor von Schmidts „Nötre dame“), zu tonschöpferischer Mitarbeit gedrängt fühlten. Eine Vereinsaufführung vor Jahren löste im Akademietheater innige Ergriffenheit aus. Das Mittelstück des Zyklus, „Auto sacramental“, erörtert subtile theologische Probleme im Pharisäer-Milieu in feingeschliffener dialektischer Gewandung. Die Krönung des Ganzen aber ist der Dreiakter „Der Sieger“ (vom Dichter selbst als geistlicher Operntext in Aussicht genommen). Im Mittelpunkt der buntbewegten Handlung die Erweckung des Lazarus, die Wandlungen seiner Brüder Kleophas und Firmides, das Gericht vor Pilatus, im letzten Akt die Hochzeit von Emmaus mit dem Erscheinen des auferstandenen Christus. Eine reine Dichtung in herben, großen Linien, von echter Religiosität durchglüht, im Technischen wie Sprachlichen auffallend geglückt, in den Chorgesängen beinahe klassischen Vorbildern nahekommend.

Dr. Egon Fenz ist 1907 geboren, Sohn eines hohen Beamten, schon von Kindheit an geistig vielfach begabt und interessiert. Er absolvierte mit glänzendem Erfolg das Schottengymnasium, trieb mit Begeisterung Philologie, Philosophie, Germanistik, schwenkte aber dann doch endgültig zu den Naturwissenschaften ab. Dreiundzwanzig Jahre alt, machte er schon seinen Doktor. Seine von Beginn an regen künstlerischen Bestrebungen haben ihn, wie er betont, in seinem Studium durchaus nicht gehindert, eher gefördert. Des Dichters Aufgabe, meint er, sei die Diagnose der Umwelt, wie des Arztes die am Patienten. Indes: nicht nur die Diagnose bleibt — auf beiden Gebieten — bedeutsam, sondern auch die Therapie. Fenz bekennt sich zu einer positiven, optimistischen Lebensanschauung, behauptet, das Amt des Schaffenden sei, den Leser froh zu machen, und bemerkt nachdrücklich, er habe zwischen Liebhaberei und Brotberuf in allen seinen Sätteln niemals unterschieden. Auch das Dichten schien ihm eine sehr ernst zu nehmende soziale Funktion — er strebt, wie man sieht — in Sein und Wirken eine lückenlose Goethesche Synthese an. Diese heutzutage immerhin seltene behagend-freudige Einstellung drückt sich denn auch im äußeren Lebenslauf des Sechszwanzigjährigen aus. Noch als Universitätshörer fungiert er als Demonstrator am Medizinisch-chemischen Institut, treibt dann ein Jahr lang pathologische Anatomie, spezialisiert sich nun wissenschaftlich und praktisch am Kaiserin-Elisabeth-Spital für innere Medizin. Gedichte schrieb er schon als Schulknabe gern, aber niemals viele, was als frühe Selbstzucht gewertet werden darf. Ein unverkennbares inneres Bedürfnis mußte ihn antreiben — artistisches Spielen mit der Form war ihm fremd. Die Berufenen merkten bald, daß dieser junge Mensch etwas zu sagen hatte. Erwin Rieger räumte ihm in seiner Anthologie österreichischer Lyriker ein vorderhand noch bescheidenes Plätzchen ein, der Jung-Osterreich-Verlag druckte 1932 seinen lyrischen Band: „Der Herr Lipaneder und andere Gedichte“, der einen überraschenden Erfolg aufweisen konnte. Auch eine Tageszeitung öffnete seinen besten Versschöpfungen ihre Spalten. Andere literarische Gattungen pflegt Egon Fenz bisnun nur spärlich. In seiner einfachen, beiläufigen Art wirft er etwas von noch ungedruckten Aphorismen hin, auch von novellistischen Plänen, wobei dem psychologischen Moment das Hauptgewicht eingeräumt werden soll. Das Drama lockt ihn nicht — hingegen hat er starke musikalische Neigungen und Fähigkeiten, die sich unter anderen darin äußerten, daß er als Knabe und Jüngling eigene Verse zu vertonen liebte. Um aber auf diese seine Verse zurückzukommen, so ist Egon Fenz unstreitig heute schon eine scharf umrissene lyrische Persönlichkeit. Man kann in seinem Bändchen vier Grundrichtungen unterscheiden: die naturdarstellende, die sehr beachtenswerte gedanklich-philosophische, die persönlich-gefühlsmäßige und die grazios-humoristische, gelegentlich übermütig-groteske. In alledem bricht überall ein lebenswürdig-österreichischer, leicht beschwingter Grundton durch. Lieblinge und Vorbilder: Wildgans, Mell und ... Morgenstern. Ich muß es mir hier versagen, Beispiele zu geben, so verlockend es wäre. Nur auf das nachdenkliche „Woher, wohin und wie“, die ebenso geist- als charaktervollen Formulierungen „Klarstellung“, „Zwischenwesen“, „Den Phlegmatikern“, den echten Volkston seiner „Zwei alten Lieder“, den reinen Goldklang der Liebeslyrik („Ich liebe dich“, „Wie du bist“, „Wir“), vor allem auf das entzückend-frische, im besten Sinne junge und moderne Gedicht „Ein Tag“ und das aus der medizinischen Praxis hervorgegangene, zweifellos originellste Stück der Sammlung „Der Narr spricht“ möchte ich mit geziemendem Nachdruck hingewiesen haben.